

Sabina Leßmann, Ursula Hilberath

## Eigen-Sinn?

Zur Funktion von Kunsthistorikerinnentagungen

### Vorbemerkungen

Das Programm der letzten VDK-Tagung in Aachen (September 1990) hatte wohl viele von uns in Erstaunen versetzt: „Kunstwissenschaft/Geschlechterverhältnisse. Einsprüche feministischer Wissenschaftlerinnen“, und dies nicht als Sektionsthema, sondern angesetzt als Plenarsitzung am Samstagnachmittag. Ist dies der ersehnte Erfolg nach vier Kunsthistorikerinnen-Tagungen? Was ist das für eine Entwicklung, und was hat es auf sich mit Einmischung und Sich-Ausgrenzen, mit „Einsprüchen“ von unserer und Vereinnahmung von anderer Seite? War es ein einmalig geduldetes Intermezzo, oder sind feministische Wissenschaftlerinnen auch weiterhin „erwünscht“?

Im Grund fand hier ein Vorstellen von Themen und Herangehensweisen statt, wie dies auf allen Kunsthistorikerinnen-Tagungen auch von Anfang an praktiziert wurde. Aber das Vortragen und Zur-Diskussion-Stellen ersetzt nicht den gemeinsamen kontinuierlichen Austausch, der konstruktiv sein will und nicht eben nur berichterstattend und informativ ist. Aachen war ein Forum, und es sollte davon selbstverständlich viele

geben. Doch die Plenarsitzung zur feministischen Kunstgeschichte erschien wie „eine Tagung innerhalb der Haupttagung“: zeitlich ausgegrenzt, mit einem anderen Publikum und unter anderen formalen Bedingungen. Somit wurde einer Auseinandersetzung von Seiten der traditionellen Kunstgeschichte mit der feministischen von vorneherein aus dem Weg gegangen; aber war die Konfrontation nicht gerade der Anlaß, an der Tagung teilzunehmen?

Die Situation in Aachen zeigt Unvereinbarkeiten (man denke an die Zahlen der Abstimmung bezüglich der berufspolitischen Situation von Kunsthistorikerinnen – abgesehen von allen Differenzen unter uns selbst, über die zu diskutieren wären), sie geben Anlaß zu überdenken, was wir inhaltlich zu bieten haben und was sich aber gleichzeitig auch mit unseren Inhalten politisch verbindet. Wenn es uns wirklich um eine „andere“ Wissenschaft, im Sinne von verändernd und nicht hinzufügend geht, dann läßt sich eine solche nicht so einfach einer traditionellen im Nachmittagsprogramm angliedern.

Die nächste Tagung in Hamburg stellt ein von uns selbstbestimmtes Forum dar. Die eng gefaßten Themenschwerpunkte lassen hoffen, daß tatsächlich viele Frauen explizit zu sich ergänzenden Themen arbeiten. Vielleicht ist das ein wichtiges Novum für Kunsthistorikerinnen-Tagungen: daß viele von uns zur Zeit an Vorträgen zu Themen arbeiten in dem Wissen, daß gleiche oder ähnliche Fragestellungen von anderen auch in Hinblick auf Hamburg bearbeitet werden. Vielleicht geht es ja doch: konstruktiv und kontrovers zusammen arbeiten – auf einer Tagung.

Im Juli 1991 wird die 5. Kunsthistorikerinnen-Tagung in Hamburg stattfinden. Zum ersten Mal sieht das Konzept vor, der Methodendiskussion einen zentralen Platz einzuräumen. Reagiert wird damit auf ein in Berlin auf der 4. Tagung (1988) deutlicher als zuvor formuliertes Bedürfnis. Kann die Gewichtung der Methodendiskussion zukunftsweisend für die nächsten Kunsthistorikerinnentagungen sein?

Im Hinblick auf die bevorstehende Tagung möchten wir unser Plädoyer für die Reflexion und kontroverse Diskussion feministischer Kunstwissenschaft als Aufgabe der Tagungen mit dem – teilweise gekürzten – Abdruck unseres Vortrages auf der Kunsthistorikerinnen-Tagung in Berlin nochmals zur Debatte stellen.

Daß Wissenschaft eine patriarchale Tradition hat und patriarchal geprägt ist, wird niemand mehr ernsthaft bestreiten wollen. Aber nutzen wir dieses Wissen auch zu einer tatsächlichen Veränderung von Wissenschaft und einem anderen Umgang mit dieser?

Frauentagungen zu organisieren ergäbe keinen Sinn, ginge es lediglich um die Bereicherung des fachlichen Themenspektrums durch die Einbeziehung des „weiblichen Geschlechts“. Frauentagungen zu organisieren, bedeutet immer zuallererst die Möglichkeit, sich aus den eingefahrenen Wegen der patriarchalen Wissenschaft, ihres Apparates und Instrumentariums befreien und eigene Vorstellungen und Ideen

entwickeln zu können. Unserer Ansicht nach wird diese – durch uns selbst doch gerade dafür geschaffene – Chance zu Auseinandersetzungen und Diskussionen um methodische Vorgehensweisen und Wissenschaftskritik auf den bisherigen Kunsthistorikerinnen-Tagungen noch kaum genutzt.

Mit unserem Beitrag möchten wir einerseits das Defizit an methodischer Reflexion bewußt machen und andererseits dazu beitragen, daß die Funktion von Frauentagungen in ihrer historischen und genetischen Anbindung an feministische Theorie erhalten bleibt.

Die Möglichkeiten zur Entwicklung der Frauenforschung und der feministischen Wissenschaftskritik an den Hochschulen entstammen den Erkenntnissen und Fragestellungen der autonomen Frauenbewegung. Nachdem sich Frauen von der Studentenbewegung abgegrenzt hatten, bildete sich im Laufe der 70er Jahre eine breite Basis von Frauen aus unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbereichen, deren Gemeinsamkeiten den Anspruch auf Autonomie, die Forderung nach selbstbestimmten sozialen Veränderungen und patriarchatskritische Analysen darstellten. Erst anschließend fand eine Rückwirkung auf die Hochschule in Form der Frauenforschung statt.

Ende der 70er Jahre hatte die Frauenbewegung in den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen Fuß gefaßt. Parallel zu der Erforschung frauenbetreffender Themen und der Re-Vision bisheriger männlicher Wissenschaft – bezogen auf den bisherigen Mißbrauch oder eben die Ausgrenzung und das Verschweigen von Frauen und frauenbetreffender Themen – ging es immer auch um methodische Diskussionen. In diesen wurden wissenschaftskritische Ansätze entwickelt, die die bisherige Forschung nicht nur bezüglich ihrer Inhalte, sondern auch auf ihre Vorgehensweisen und Ziele hin befragten. Gleichzeitig auch wurden neue, feministische Fragestellungen und Methoden erarbeitet.<sup>1</sup>

An den Kunsthistorikerinnen-Tagungen besteht ein großes Interesse, die vielen Vorträge und hunderte von Teilnehmerinnen bezeugen dies. Warum aber und zu welchem Zweck treffen wir uns, welche Interessen verbergen sich hinter den hier vorgestellten Forschungsarbeiten und der Organisation von bzw. der Teilnahme an den Kongressen? Treffen wir uns, weil wir alle Frauen sind, oder weil wir alle Feministinnen sind oder weil viel zu viele keine Stellen bekommen oder keine Karriere machen können oder wollen...? Deutlicher formuliert: Verbinden uns Erkenntnisinteressen und damit Ziele, oder bleibt unsere Gemeinsamkeit lediglich auf das Geschlecht beschränkt?<sup>2</sup>

Die erste Kunsthistorikerinnen-Tagung (Marburg 1982) wurde organisiert, um „eigene Formen der wissenschaftlichen Arbeit zu finden und zu etablieren.“<sup>3</sup> Die Herausgeberinnen der Aufsatzsammlung zur dritten Tagung (Wien 1986) sahen dagegen vornehmlich „gegenseitige Unterstützung, Anregung, Ideenaustausch und fachübergreifende Diskussionen“<sup>4</sup> als deren Sinn an.

Solange die Unklarheit über die Funktion der Kunsthistorikerinnen-Tagungen bestehen bleibt, wird es auch keine Grundlage für eine fruchtbare Methodendiskussion geben.

Wissenschaft hat ihre Rituale, Konventionen, Kommunikationsformen. Wir sind dabei, Strukturen zu übernehmen, ohne zu klären, ob sie uns weiterhelfen, ob sie uns schaden, ob wir etwas vermissen. Wir laufen nicht nur Gefahr, durch „die angestrebte Ausdehnung (...) immer näher in das übliche Kongressverhalten hineinzurutschen“<sup>5</sup>, ein Bedenken, das nach der Wiener Tagung geäußert wurde, sondern bisher unterscheiden sich unsere Tagungen so gut wie nicht. Wir führen eine Tradition fort mit den Konventionen traditioneller Kunstwissenschaftstagungen. Das Charakteristikum der Kunsthistorikerinnen-Tagungen ist bislang allein die obligatorische Konzentration auf frauenbetreffende Themen. Dies schafft eine Kunstgeschichte, die Inhalte und Wissen hinzufügt, also Lücken füllt, aber nicht zwangsläufig auch wissenschaftsverändernd wirkt. Auffallend ist, daß aber gerade die Forderung nach feministischer Wissenschaft immer wieder formuliert wird. Grundlagen und Elemente feministischer Wissenschaft und feministischer Methodendiskussion werden oft als Voraussetzung für Forschung genannt, jedoch meist, ohne sie beim Namen – eben feministisch – zu nennen. Würde die Heterogenität der Beiträge bereits auf den Tagungen offen diskutiert und die unterschiedlichen wissenschaftlichen Standpunkte deutlich gemacht, so könnten – darauf basierend – gemeinsam Auseinandersetzungen über methodische Vorgehensweisen geführt werden.<sup>6</sup>

Während dies auf den Tagungen selbst kaum geleistet wird, kommt den Autorinnen der nachträglich verfaßten Vorworte zu den Veröffentlichungen die undankbare Aufgabe zu, pflichtbewußt theoretisch die Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten der Erkenntnisinteressen nachzuholen, die über die inhaltliche Festlegung auf Frauenthemen hinausweisen. Zudem bleibt die Übereinstimmung der einzelnen Autorinnen mit diesen Thesen fragwürdig.

So werden beispielsweise in der Aufsatzsammlung zur ersten Tagung mit erfreulicher Radikalität Vorstellungen von kunsthistorischer Forschung von Frauen formuliert. Dort werden die Reflexion unserer Situation als Wissenschaftlerinnen und die „Infragestellung einer Wissenschaftlichkeit, mit der wir uns nicht identifizieren können und wollen“ als gemeinsame Kernfragen unserer Tagungen bezeichnet.<sup>7</sup>

Unseres Wissens wurde dieser umfassende und anregende Beitrag zur Methodendiskussion auf den folgenden Tagungen niemals zu einer konstruktiven gedanklichen Weiterentwicklung genutzt. Protest rief er allerdings auch nicht hervor. Daß er jedoch nicht einen unausgesprochenen Konsens methodischer Grundlagen für die Referentinnen der Kunsthistorikerinnen-Tagungen bildet, läßt sich im vier Jahre später verfaßten Vorwort zur Wiener Tagung erkennen; dessen Autorin bemüht sich um eine allen Ergebnissen der Tagung gerechtwerdende Annäherung und resümiert konsequent: „Nun gehen die vorliegenden Beiträge nicht von *einem* 'Ansatz' aus, sondern umfassen eine große Vielfalt von Methoden – darunter durchaus solche herkömmlicher Art. Die Gemeinsamkeit der Beiträge liegt vor allem in einer methodenübergreifenden Prämisse, die allerdings Gegenstandswahl, Beschreibungen, Herangehensweisen an Quellen und Interpretationen beeinflusst: nämlich die Einbeziehung und kritische Reflexion des Begriffs 'Geschlecht' als historisch-soziale Kategorie.“<sup>8</sup>

Hier wird ein Terminus (die „historisch-soziale Kategorie Geschlecht“) ausgedünnt,

den die Historikerin Anette Kuhn 1983 sehr umfassend definierte als „nicht nur eine Erweiterung unseres historischen Horizontes, sondern auch eine Infragestellung der Parameter gegenwärtiger fachwissenschaftlicher Forschung“, und sie bezeichnete diese folgerichtig auch als „historisch-kritische Kategorie“.<sup>9</sup> Die präzise Definition des Begriffs „Geschlecht als historisch-soziale Kategorie“ droht hier durch einen schlagwortartigen Gebrauch verloren zu gehen. Auf diese Weise kann er vom allgemeinen wissenschaftlichen Diskurs vereinnahmt werden, bevor er seine wissenschaftskritische Wirkung jemals wirklich entfalten wird.<sup>10</sup>

Die „Wiener Kunsthistorischen Beiträge“ sind mit diesem Begriff keineswegs auf einen Nenner gebracht. Einmal spielt die rein historische Dimension der für die Sozialgeschichte entwickelten Kategorie, eine zentrale Rolle in der Kunstgeschichte bei der Beschäftigung mit Künstlerinnen, sie ist aber nicht für jede Forschungsarbeit von Belang. Auch werden Methoden und theoretische Prämissen<sup>11</sup> keineswegs allorten reflektiert. Gerade in der kunstgeschichtlichen Forschung ist der von Sylvia Bovenschen entwickelte ideologiekritische Begriff der „imaginierten Weiblichkeit“<sup>12</sup>, wie allen bekannt ist, mindestens ebenso relevant wie die historische Kategorie, da Kunstproduktionen meist viel weniger Realität widerspiegeln als Ideologien, Phantasien und andere gedankliche Konstrukte. Durch den verzweifelt Versuch, Gemeinsamkeit herbeizuzitieren, erstarren Standpunkte und Erkenntnisse an dieser Stelle wieder zu auf sogenannte Frauenfragen beschränkten Positionen; anstatt zu einer radikalen Veränderung der Kunstgeschichte durch feministisches Denken kommt es lediglich zu einer spektrumsmäßigen Bereicherung von Kunstwissenschaft im Rahmen institutionalisierter Frauenforschung.

Wir möchten den Bezug zu feministisch-politischen Ansprüchen der Frauenbewegung in der feministischen Kunstgeschichte nicht vernachlässigt oder gar ignoriert wissen. Wir halten es deshalb für wichtig, zu unterscheiden und zu benennen: welchen Standpunkt nimmt die jeweilige Autorin zum Feminismus ein, versteht sie feministische Kunstgeschichte als Kulturkritik, welche Konzepte hat sie von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“? Es besteht ein bedeutender Unterschied zwischen feministischer Wissenschaft und Frauenforschung und zwischen dem bloßen Benennen eines parteinehmenden Vorgehens und dem Reflektieren desselben. Wir meinen, daß die Überprüfung persönlicher Sichtweisen, Bewertungen und Interessenschwerpunkte von größter Bedeutung sind. Evelyn Fox Keller hat mehrfach darauf hingewiesen, daß es eben nicht ausreicht, sogenannte „egalitäre Reformen“<sup>13</sup> zugunsten von Frauen in der Wissenschaft durchzusetzen; nach jahrhundertelanger gezielter Ausgrenzung nicht nur von Frauen, sondern auch des „Weiblichen“ aus dem wissenschaftlichen Diskurs ist diese nicht so einfach aufzuheben, da nicht nur Themen, Inhalte und Ziele, sondern auch Sprache und Methoden von Männern geprägt sind. Jede Wissenschaftlerin hat diesen fest verankerten „männlichen Blick“ internalisiert und gelernt, mit diesem selbst zu sehen: Querdenken und Revidieren des ganzen wissenschaftlichen Systems sind nicht bloß abhängig von Anschauung und Entschluß, sondern vor allem von der schwierigen Arbeit der Bewußtmachung dieser Internalisierungen.<sup>14</sup>

Das Bewußtsein von der immensen Bedeutung der Reflexion eigener wissenschaftli-

cher Arbeit, der persönlichen Sozialisationsanteile und -relikte wird nur selten in den Aufsätzen der Kunsthistorikerinnen-Tagungen spürbar, obwohl konstatiert wird: „Der Umgang mit Wissenschaft schließt auf Frauentagungen immer Reflexionen zur eigenen Lebenspraxis mit ein...“<sup>15</sup> Bis auf wenige Ausnahmen<sup>16</sup> bleiben solche Überlegungen theoretisch; sie werden fortschrittlich gefordert, ohne daß über Realisierungsstrategien nachgedacht wird. Es gilt Forschung durchsichtig zu machen, damit Inhalte überprüft und verändert werden können.

Es ist längst an der Zeit, das Postulat der Offenlegung männlicher Sichtweisen und Prägungen in der Wissenschaft zu erweitern: nämlich auf uns selbst. Frauen sind nicht per se die moralisch integeren Menschen. Renate Berger schreibt: „Das forschende Individuum – eine Frau, ein Mann – hat Genuß als Kategorie zu berücksichtigen, die ihre oder seine Wahrnehmung, Erkenntnis-, und Deutungsschritte und damit auch Forschungsergebnisse beeinflusst. Wir wissen: unsere Wahrnehmung ist defizitär, parteilich, vorurteilsgesteuert...“<sup>17</sup>. Die Bewußtmachung von Parteilichkeit, „Verinnerlichung von Vorbildern und Erwartungen“<sup>18</sup> nicht als bloße Beschränkung, sondern als Chance für Veränderung zu verstehen, bildet dabei die Voraussetzung für feministische Forschung.

Eine solche Wissenschaft beinhaltet „die radikale Infragestellung auch des eigenen Geschlechts und seiner geheimen Übereinkünfte, die Zersetzung des Konstruktes von 'Weiblichkeit' statt seiner Aufwertung, die Erhellung der Mechanismen, mit denen Frauen selbst mitspinnen an einem Gewebe, das sie einfängt und zur Unsichtbarkeit und Nicht-Anwesenheit zwingt oder verleitet, die Konfrontation mit der eigenen beschädigten und selbstbeschädigenden Geschichte und Gegenwart.“<sup>19</sup>

Ein Beitrag der feministischen Geschichtswissenschaft liegt im Erfassen historisch-gesellschaftlicher Realität von Frauen und Männern, sie beinhaltet neben Strukturanalysen aber auch Veränderungspotentiale.<sup>20</sup> Diese quasi „Funktionalisierung“ von Wissenschaft verläuft jedoch nicht in dem Sinne, daß feministische Forschung politische Ziele real erfüllt; sie kann vielmehr „ein Beitrag sein, patriarchale Realität aufzudecken, Kompetenzen der Analyse zu erwerben und zu verbreiten, Veränderung im Bewußtsein und Verhalten bestimmter Frauen zu spiegeln und zu unterstützen. Mehr kann sie nicht sein.“<sup>21</sup> Wichtig dabei ist, daß bei feministischer Wissenschaft die Verbindung der analytischen Dimension mit der politischen nicht eine sekundäre Begleiterscheinung, sondern bewußt und zielgerichtet in Forschung enthalten ist.

Auf die Dialektik von Einbeziehung der Alltagserfahrung in Wissenschaft und umgekehrt von Integration und Rückwirkung der Wissenschaft in den Alltag wurde bereits im Vorwort der Marburger Veröffentlichung hingewiesen.<sup>22</sup> Diese Frage, die für die feministische Forschung zentral ist, erweist sich gerade hinsichtlich der Geschichtswissenschaft als schwierig und heikel. Im Marburger Text heißt es: „Der Sinn einer solchen Forschungsarbeit über Menschen (der Vergangenheit) kann nur der sein, die Ergebnisse für Menschen (der Gegenwart) fruchtbar zu machen, d.h. zunächst, sie der Allgemeinheit zugänglich und verständlich zu machen.“<sup>23</sup> Forschung schafft hier eine kognitive Basis, die Voraussetzung für Veränderung der Realität von Frauen sein kann.

Kunst ist historisch gebunden und unterliegt Wandlungsprozessen. Funktion und Ziel, Inhalt und Form von Kunstwerken sind bestimmt von den Wertvorstellungen der Gesellschaft oder Kultur in der sie entstanden bzw. entstehen. Eine Aufgabe von Kunstwissenschaft besteht darin, vergangene Wertvorstellungen auf ihren Realitätsgehalt und auf ihre Geltung zu untersuchen; dadurch werden diese als vergängliche, eben nicht ewige Werte charakterisiert<sup>24</sup>, implizit damit auch die gesellschaftlichen Werte der heutigen Zeit, dieser Gesellschaft infragegestellt und als veränderbar entlarvt. Unter dieser Voraussetzung ist es zunächst Ziel einer feministischen Kunstgeschichtsforschung, mit einem für Frauen parteinehmenden Erkenntnisinteresse Funktion, Bedeutung, Kontext und Rezeption von Kunst im historischen Wandel zu beschreiben und zu analysieren. Darüberhinaus können jedoch alle Instrumentarien, Methoden und Mittel der Kunstgeschichte von Kunsthistorikerinnen nur äußerst vorsichtig und kritisch genutzt werden. Gerade bei/während der Parteinahme für Frauen kristallisieren sich die Grenzen, Einseitigkeiten und Unzulänglichkeiten konventioneller Vorgehensweisen nur allzu deutlich heraus.

Die jeweiligen Normen einer Kultur, seien sie ethische oder ästhetische, wurden und werden von Männern und in ihrem Interesse geschaffen: alle Institutionen, die Akademie, die Zeichenschulen oder der Kunstmarkt, alle kunsttheoretischen und beinahe alle kunstkritischen Schriften, alle Qualitätskriterien, Auftraggeber, Sammler und Käufer waren und sind bis heute in der Hauptsache Männer. Alle Methoden und Kunstgeschichts-„Schulen“ haben „Väter“. Wie überall liegt auch in Kunst und Kunstgeschichte die Definitionsmacht<sup>25</sup> beim männlichen Geschlecht.

Die Gegenstandsbestimmung in der Kunstgeschichtsforschung muß in Hinblick auf Gattungen, Hierarchien und Techniken neu überdacht werden. Und die Gegenstandssicherung, bisher oftmals im Namen von Kunstkennerchaft betrieben<sup>26</sup>, gerade in Hinblick auf ihre Beurteilungskriterien<sup>27</sup> mit Vorsicht behandelt werden.

Ebenso ist es nötig, die Erkenntnisse feministischer Wissenschaftlerinnen anderer Forschungszweige einzubeziehen. Gerade die Kunstgeschichtsforschung verlangt eine sehr breite interdisziplinäre Orientierung, will man sich nicht auf Stil- und Formenanalyse beschränken. Fachübergreifende Diskussionen sollten dazu genutzt werden, den aktuellen Stand feministischer Forschung in anderen Disziplinen zu erfahren, Erkenntnisse und Wissen zu korrigieren und auch, um die „Atomisierung“ der einzelnen Wissenschaften und deren Funktion im Patriarchat neu zu überdenken. Und letztendlich das Wichtigste: Auf den Kunsthistorikerinnen-Tagungen müssen wir das Ziel von Wissenschaft neu definieren, wem und wozu Wissenschaft dienen soll. Unter dieser Voraussetzung wird auch die Kunstgeschichtsforschung, wird jede Fachwissenschaft wieder an ihren Platz gewiesen; als eine Möglichkeit der Erkenntnisse über natürliche, historisch und kulturell geschaffene Wirklichkeit zu erlangen und zu deren Veränderung beizutragen. Es ist also durchaus kein Mangel darin zu sehen, die kunstgeschichtliche Forschung als ein *Mittel* feministischer Erkenntnisinteressen zu betrachten.

Die rekonstruktive und perspektivische Forschung der Wissenschaftlerin geschieht im Rahmen von berechtigten kollektiven und individuellen Erkenntnisbedürfnissen,

die gegenwärtig von Frauen formuliert werden. Die Parteilichkeit der Forscherin ist also Konsequenz ihres Gegenwartsbezuges. Aber um die Kommunikation und die intersubjektive Überprüfbarkeit der Erkenntnisse zu gewährleisten, müssen die eigenen Interessen reflektiert und aufgedeckt werden.

Der schwierigste Prozeß in diesem Zusammenhang besteht in der Überprüfung eigener Normen, Denkmuster und Werte, die eigenen verinnerlichten Vorstellungen von Weiblichkeit, die uns zu Projektionen, Verdrängungen und Wunschvorstellungen verleiten können. Aber nur die Selbstreflexion garantiert Erkenntnisfortschritt: die geschlechtliche Identität des forschenden Individuums wurde als konstituierendes Element der Wissenschaft erst in dem Moment deutlich, als Frauen ihr Defizit an historischer Identität entdeckten, das vom männlichen Wissenschaftler und von dessen androzentrischem Erkenntnisinteresse – ganz selbstverständlich – verursacht worden ist.

Die Konsequenz aus sichtbar gemachter Reflexion unseres Selbst als Forscherin, unserer Parteinahmen, unserer Interessen, Ziele, unserer Vorgehensweisen und Denkstrukturen könnte eine fruchtbare und weiterführende Diskussion um Methoden und Inhalte feministischer Forschung sein. Die Tagungen sollten deshalb nicht Präsentationsort fertiger, abgerundeter wissenschaftlicher Ergebnisse bleiben, sondern selbst der Ort sein, der zur Entwicklung, Kontrolle und Reflexion unserer wissenschaftlichen Arbeit – im Plenum – dient.

#### Anmerkungen

- 1 Dabei ist es auffallend, daß gerade in den sozialwissenschaftlichen Bereichen dieses Zusammenspiel von thematischer und methodologischer Forschung am konsequentesten und fruchtbarsten funktioniert. Ursprünglich ist ein Grund dafür sicherlich darin zu suchen, daß in sozialwissenschaftlichen Themenschwerpunkten der gesellschaftliche Bezug zu außeruniversitären Diskussionen und politischen Aktionen konkret existiert, was eine gegenseitige Anregung und Herausforderung darstellt. Vgl. z.B.: Maria Mies, Frauenforschung oder feministische Forschung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 1983, Heft 11, S. 40-60.
- 2 Nach der Wiener Tagung entwickelte sich in den Kritischen Berichten (1/1987,

2/1987, 1/1988) eine Diskussion zu diesen Fragen; die Debatte fand jedoch keine konkrete Fortführung.

- 3 Cordula Bischoff u.a., Zu diesem Buch - „...ich mußte mir endlich zugestehen, ganz andere Fragen haben zu dürfen“, in: Cordula Bischoff u.a. (Hrsg.), FrauenKunstGeschichte, Gießen 1984, S. 8.
- 4 Ilsebill Barta, Vorwort, in: Ilsebill Barta u.a. (Hrsg.), Frauen Bilder Männer Mythen, Berlin 1987, S. 7.
- 5 Cordula Bischoff, Uschi Köhler, Ulla Merle, Gedanken zur dritten Kunsthistorikerinnen-Tagung in Wien. Beginn einer stillschweigenden Ausgrenzung?, in: Kritische Berichte 1987, Heft 2, S. 88.
- 6 Dies ist das Hauptanliegen, welches wir mit dem Artikel verfolgen. Daniela Hammer-Tugendhat hat uns in ihrer Besprechung der Tagung in Berlin, auf der wir den hier abgedruckten Text vortrugen, den „Wunsch nach einheitlichen

- Standortbestimmungen" und ein „Harmoniebedürfnis" unterstellt. (Zur 4. Kunsthistorikerinnen-Tagung in Berlin-West vom 21.-25. September 1988, in *Kritische Berichte* 4/1988). Wir möchten an dieser Stelle ausdrücklich darauf hinweisen, daß unser Beitrag nur unwesentlich gekürzt, aber an keiner Stelle – und dies betrifft Inhalt und Formulierung – verändert wurde.
- 7 Cordula Bischoff u.a., Zu diesem Buch, in: dies., a.a.O., S. 8.
- 8 Ilsebill Barta, Vorwort, a.a.O., S. 8.
- 9 Annette Kuhn, Das Geschlecht – eine historische Kategorie?, in: Ilse Brehmer u.a. (Hrsg.), *Frauen in der Geschichte IV*, Düsseldorf 1983, S. 31 und S. 46.
- 10 Daß man dies bereits tatsächlich versucht, wird im Vorwort des 1988 erschienenen Aufsatzbandes erschreckend deutlich: Ursula A. J. Becher u.a. (Hrsg.), *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt/Main, S. 7-9.
- 11 Vgl. Annette Kuhn, a.a.O., S. 31.
- 12 Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt/Main 1979.
- 13 Evelyn Fox Keller, *Feminist Perspectives on Sciences Studies*, Vortrag im Rahmen des Symposiums „Wege aus der männlichen Wissenschaft", Bonn, Mai 1988.
- 14 Zu diesem mit der kritischen psychoanalytischen Theorie verbundenen Ansatz feministischer Wissenschaft siehe z.B. Evelyn Fox Keller, *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?*, München/Wien 1986, S. 91-100.
- 15 Ilsebill Barta, Vorwort, in: Ilsebill Barta u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 7.
- 16 Erfreuliche Beispiel für ein konstruktives, offengelegtes Einbeziehen persönlicher Motivationen und Herangehensweisen in kunsthistorischer Forschung sind die Vorträge von Irene Below („Auf die Seele kommt es an!", in: Cordula Bischoff u.a., a.a.O., S. 13-32), Anne-Maria Kassay (Voll-Plastik. Zu den Frauendarstellungen des Bildhauers Christoph Voll, in: Cordula Bischoff u.a., a.a.O., S. 140-157; „Kranke Bacchanten". Caravaggios Kranker Bacchus und seine Betrachter/innen, in: Ilsebill Barta u.a., a.a.O., S. 391-404) und Gabi Dolf-Banekämper (Raum-Erleben, Raum-Erfassen, Raum-Beschreiben: Für einen selbst-bewußten Umgang mit mittelalterlicher Architektur, in: Ilsebill Barta u.a., a.a.O., S. 421-438).
- 17 Renate Berger, *Die Sprach führt Frauen in gesonderte Räume*, in: *Frankfurter Rundschau*, 4.1.1988.
- 18 Siehe dazu:  
Waltraud Göller, *Zukunftssüchtige Erinnerung. Aspekte weiblichen Schreibens*, in: *Psyche* 7/1983, S. 652;  
Marlis Krüger, *Überlegungen und Thesen zu einer feministischen (Sozial-)Wissenschaft*, in: Ursula Beer (Hrsg.) a.a.O., S. 64ff;  
Ursula Beer, *Objektivität und Parteilichkeit – ein Widerspruch in feministischer Forschung? Zur Erkenntnisproblematik von Gesellschaftsstruktur*, in: dies. (Hrsg.), a.a.O., S. 173ff;  
Brigitte Weisshaupt, *Dissiderez als Aufklärung. Elemente feministischer Wissenschaftskritik*, in: M. Andreas-Griesebach und Brigitte Weisshaupt (Hrsg.), *Was Philosophinnen denken II*, Zürich 1986, S. 17ff;  
Hélène Cixous, *Weiblichkeit in der Schrift*, Berlin 1980, S. 23ff.
- 19 Christina Thürmer-Rohr, *Querdenken – Gegenfragen – Einspruch. Zündstoff feministischer Forschung*, in: dies., *Vagabundinnen. Feministische Essays*, Berlin 1987, S. 145.
- 20 Siehe hierzu z.B. die Diskussion von Geschichtswissenschaftlerinnen, z.B. in: Barbara Schaeffer-Hegel (Hrsg.), *Frauen und Macht*, Berlin 1984, S. 108f.
- 21 Christina Thürmer-Rohr, a.a.O., S. 132.
- 22 Cordula Bischoff u.a., a.a.O., S. 11.
- 23 Diess. S. 9.
- 24 Heinrich Dilly, *Einleitung*, in: Hans Belting u.a. (Hrsg.), *Kunstgeschichte. Eine Einführung*, Berlin 1986, S. 15. Hier wird dies als eine Aufgabe des Berufes von Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern vorgestellt.
- 25 Zur politischen und gesellschaftlichen Definitionsmacht von Männern siehe: Siegrid Metz-Göckel, *Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung* im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen, in: Ursula Beer (Hrsg.), *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftskritik*, Bielefeld 1987, S. 28.
- 26 Siehe hierzu: Willibald Sauerländer, *Alterssicherung, Ortssicherung und Individualisierung*, in: Hans Belting u.a., a.a.O., S. 137 ff.
- 27 Zu den Beurteilungskriterien vgl.: ders. S. 140.